



Der tote Acker.

Ein Acker stammt im Abendlicht.
Ihn näßt kein warmer Regen.
Rein Pflug in seine Schollen schiebt.
Ein Acker stammt im Abendlicht,
Den keine Fäuste pflügen.

Das Korn stand gut auf seinem Grund.
Aus seinem Schoße quollen
Die Ernten einst so hoch und bunt.
Das Korn stand gut auf seinem Grund
Und schiebt nun in den Schollen.

Ein Acker brennt im Abenddämmer.
Die Bauern sind im Krug
Und schlagen sich die Schadel ein.
Ein Acker brennt im Abenddämmer
Um schreit nach einem Pfluge.

Gons Damer (Champagne).

Die Freien Volksbühnen Berlins.

Von Conrad Schmidt.

Das achtundzwanzigste Spieljahr der Freien Volksbühnen beginnt in diesen Tagen. Aus kleinlichen Anfängen erwachsen, umfasst die Organisation jetzt achtzigtausend Mitglieder und bezieht in ihrem neuen Heim am Bülowplatz das größte und eine der schönsten Theater Berlins. Auch die furchtbare Jahre des Weltkrieges, der alle anderen Bildungsorganisationen der Arbeiterschaft zerstörte, hat diesem Unternehmen nichts anzuhängen vermocht. Nach einem starken Rückgang im ersten Kriegsjahr setzte bald wieder ein sich ständig vernehmbarer Aufschwung ein, der die Zahl der Mitglieder jetzt erheblich über das Vorjahr erhöht hat, mit dem man für den Herbst 1914 zur Eröffnung des Theaterbaus gerechnet hatte.

Erfolge vollst in vieler Hinsicht, noch mehr, als man damals im Jahre 1906 bei der Gründung wohl erwarten durfte. Und doch schweift die Erinnerung der alten Mitglieder in jene von unbestimmter Hoffnungen erfüllten Zeiten sehnsuchtsvoll zurück.

Welch ein Kontrast! Heute der flassende Abgrund, der alle Errungenschaften der Kultur, an die sich menschheitlicher Fortschritts Glaube knüpfte, in seine blutigen Tiefen zu verschlingen droht, und damals in den letzten Tagen des am unbegreiflichen Widerstand der Arbeiter zusammenbrechenden Sozialisten-epos, jenes schwelende Kräftegefühl, das in dem zielhungerigen Gange der sozialen Entwicklung die gewisse Würde für den triumphierenden Aufstieg in eine bessere Zukunft sah, die Stimmung, die in Dehmels schönem Arbeiterlied: „Nur Zeit“ poetisch wiederinget. Die marxistischen Gedankengänge, erst unter dem Sozialistengesetz in weitere Parteiführer eindringend, schienen auf die Verhältnisse angewendet, das Kommen eines allgemeinen Umsturzes zu verhindern. Überall war Spannung und Vergung. Und nicht zuletzt in der Literatur, in welcher ein alter traditioneller Schandfärberei den Kampf anfangender naturalistischer Wahrheitswille vordrang. Lebens an den Freiheitskämpfern und das Selbstbewusstsein der Persönlichkeit appellierende Gesellschaftsdramen atmeten einen neuen, einen heiß revolutionären Geist. Manches von den großen Russen, vor allem aber Tolstois gewaltiges Klassen-

kampfgemälde im „Germinal“ war den Arbeitern durch Abdruck in der Parteipresse bekannt geworden und hatte starken Eindruck hinterlassen.

Auch in der Kunst, so schien es, wuchs etwas Zukunftsvolles an, das zu den großen Strömungen ringender Gegenwart, ja letztlich zu dem Geist der sozialistischen Bewegung selbst in innerer Beziehung stand. Von der Abspiegelung der Oberflächen, wie sie in den Jahrzehnten herrschenden Epigonentums üblich war, wendete sie sich, mit allen überlieferten Formen brechend, der Darstellung lebendiger Konflikte, dessen, was in den Tiefen gärt, der Darstellung gesellschaftlicher Mächte, die über alles Einzelschicksal walteten, zu. Ein Ansturm der Wirklichkeit durchbrach die Schranken, die eine in bürgerlicher Enge grobgezogene Kesttheit aufgerichtet.

So war der Sinn für dieses Neue durch vorbereitende Bestrebungen schon geweckt, als die von Brahm und Schlenker gegründete „Freie Bühne“, die Gerhart Hauptmanns kühnes Erstlingswerk „Vor Sonnenaufgang“ aus der Taufe hob, den Gedanken an ein Unternehmen nahelegte, das gleichfalls in Vereinsform organisiert und damit gleichfalls dem schärfsten Einprüfungsrecht vollziehlicher Theaterzensur entzogen, den Arbeitern zu billigen Preisen das Beste, was die neue Bühnenkunst geschaffen und schaffen würde, vermitteln sollte. Im Frühjahr 1900 erschien der Aufruf Bruno Wille's in dem „Berliner Volksblatt“, dem damaligen „Vorwärts“:

„Das Theater, in der kapitalistischen Gesellschaft zu einem Werk jeder Schöngelüstei und Unterhaltung erniedrigt — so hieß es da — hat den Beruf, die Quelle hohen Kunstgenusses, sittlicher Erhebung und kräftiger Anregung zum Nachdenken über die großen Zeitfragen zu sein.“ Wertvolles sei erschienen, die Arbeiterschaft dürfe nicht länger teilnahmslos zur Seite stehen. Ein Arbeiterverband sei möglich, der bei kleinen Beiträgen seinen Mitgliedern in regelmäßigen Vereinsvorstellungen an Sonntagnachmittagen Kenntnis und Mitgenuss des Guten verschaffe.

Die Anregung schlug ein. Eine große Volksversammlung beschloß die Gründung und setzte die Kommission zur Ausarbeitung der Statuten fest. Die Grundzüge der damals entworfenen Organisation bestehen im wesentlichen heute noch: Leitung der Geschäfte durch einen von der Generalversammlung zu wählenden Vorstand und Kassierer. Künstlerische Leitung und Bestimmung des Spielplans durch Zusammenarbeit des Vorstandes mit dem literarischen Ausschuss. Einseitlich gleiche Beiträge für alle und dementsprechend Verloftung der Platzkarten vor der Vorstellung. Gewählte Ordner und Obleute sollten für die äußere Ordnung bei den Vereinsveranstaltungen sorgen. Der Beitrag für die Vorstellung, der zugleich den Preis für die aufgeführten Dramen erläuterten Volksbühnenarbeit wie das Garderobengeld einschließt, heute annähernd auf Dreifache gestiegen, wurde auf 50 Pf. festgesetzt. Gleich die erste Spielzeit, die mit Wiesens scharf sozialkritischen „Stäben der Gesellschaft“ und Hauptmanns bei aller Düsterei sozialer Milieuschilderung in der Figur des sozialistischen Agitators Gott auf die Hoffnung einer lichteren Zukunft deutende Erstling „Vor Sonnenaufgang“ begann, brachte dem Verein ein paar tausend Mitglieder.

Der gehobenen Stimmung jener Zeit entsprechend, knüpften sich wohl auch kühne Träume an die Gründung. Man glaubte einer Periode entgegenzugehen, in der die Anfänge zu einer neuen, durch große soziale Perspektiven vertieften Kunst zu reichster Blüte entfalten würden und in der die von dem Volk fürs Volk geschaffene zensurfreie Bühne im Vorrang vor den öffentlichen zensurgebundenen Theatern Heim und Schauplatz für das Neue werden würde. Aber der Auffassung dramatischer Produktion ließ seit Mitte der neunziger Jahre von neuem, als Hauptmanns junges Schaffen sein Bestes gegeben, nach. Seltener und seltener

wurde dann das Bedenkliche, bis dann im letzten Jahrzehnt und schon früher eine fast vollständige Stagnation eintrat.

So mußte die Volksbühne ursprünglich in erster Reihe als Mittlerin zwischen der neuen, so verheißungsvoll sich ankündigenden dramatischen Bewegung und der Arbeiterschaft gedacht, den Rahmen ihrer Aufführungen nach allen Seiten erweitern, soweit als ihre Kräfte es gestatteten, den Schatz der Klassiker verwerten und bei der Aufführung moderner Stücke die Strenge ihrer Maßstäbe zum Teil ermäßigen. Wozu dann weiter kam, daß sie in den Theatern, in denen sie nicht Vorstellungen unter eigener Regie veranstaltete, in ihrer Auswahl dem gegebenen Jahresspielplan dieser Rechnung trogen mußte. Aber „die Kunst dem Volk“ blieb darum das Leitmotiv. Die Organisation gab die Gewähr, nicht nur, daß in immer weitere Kreise des arbeitenden Volkes, die sonst abseits standen, Liebe und Interesse fürs Theater geweckt wurde, sondern auch, daß ihrer Empfänglichkeit das relativ Wertvollste und Beste, das unter diesen Umständen sich beschaffen ließ, geboren wurde. In die Stelle des Zufalls und des bloßen Zerstreuungsbegriffes, die über den Theaterbesuch der einzelnen so oft entscheiden, trat der Zusammenstoß mit einem planmäßigen, den Zwecken künstlerischer Bildung zugewandten Kollektivwillen gestellt, der ein durch seinen bestimmenden Einfluß unschätzbares und durch nichts anderes ersetzbares Moment der geistigen Fortentwicklung darstellte.

Ein paar Jahre, nachdem sich infolge organisatorischer Streitigkeiten die Neue Freie Volksbühne unter Wille vom alten Verein abgespalten hatte, erfolgte, charakteristisch für die preussischen Zustände, ein Angriff von Seiten der Polizei, die, unter Berufung auf die Mitgliederzahl, den Vereinscharakter der beiden Verbände bestreitend, die Unterstellung der Aufführungen, gleich dem öffentlichen, unter die Zensur verlangte. Als das Oberverwaltungsgericht die Forderung für zu Recht bestehend erklärte, antwortete der alte Verein, damals unter dem Vorhinein Wehring's, demonstrativ mit seiner Selbstauflösung. Aber das Bedürfnis nach Bühnendarbietungen in dieser Form hatte in der Berliner Arbeiterschaft bereits zu feste Wurzeln geschlagen. Mit einer kräftigeren, den Vereinscharakter noch nachdrücklicher betonenden Formulierung der Statuten, die ihm die Aufgabe einseitiger Zensurfreiheit eintrug, trat der Verband im Jahre 1897 abermals zusammen. Schon 1898 hatte er 6000 Mitglieder gesammelt, deren Anzahl sich bis zum Ausbruch des Krieges auf Dreifache erhöhte. Noch rascher, nachdem sie 1903/04 einen Pachtvertrag mit Reinhardt abgeschlossen, wuchs die lange Zeit hindurch zurückgebliebene Neue Freie Volksbühne, die 1910 schon 37 000 und vor dem Kriegsausbruch 50 000 Mitglieder umfaßte. In ihrem Schoß entstand der Plan zu einem eigenen Volksbühnentheater. Die 1908 begonnene Sammlung von Mitgliederbeiträgen für den Baufonds nahm rüstigen Fortgang und lieferte den ersten Grundstock für den stolzen Millionenbau am Bülowplatz.

Hatte der bekannte Jagow'sche Kas, der 1911 die bisherige Zensurfreiheit der beiden Vereine endgültig kassierte, in der leider ergebnislos verlaufenden Abwehr, eine gegenseitige Annäherung der beiden Volksbühnen angedeutet, so führte dann das Bauprojekt im Jahre 1913 zum Abschluss eines schon lange gewünschten festen Kartellverbandes zu gemeinsamer Arbeit.

Nun ist das Haus, das Reinhardt 1915 gewachtet hatte, an die „Neue Freie Volksbühne“, in deren Auftrag Herr Kahlke für die Direktion übernommen, zurückgefallen. Der Andrang für die nächste Spielzeit war so groß, daß bei weitem nicht alle Neuanmeldungen berücksichtigt werden konnten. Ein neuer bedeutender Abschnitt in der Entwicklung hebt an. Der Wille des Schauspielers hat sich die Veranstaltung vortrefflicher Konzerte, von Vortragstabellen und Musik, in immer weiteren

Der Glockenzieher.

Ein russischer Volkstypus. Von Valentin Rudwiz.

Das altbekannte russische Gebiet ist so gut wie seiner Kirchenglocken beraubt. In den Vorkriegskämpfen im Sommer und Herbst 1915 die uns im wesentlichen das ursprüngliche Gebiet Oberost scherten, konnten die weidenden Russen rückwärts noch so viel Zeit gewinnen, um ihre Kirchenglocken zu zerhacken oder anzunehmen, wie sie es in mancherlei Städten mit ihren Dorfweibern getan. Gingen hat das neu belegte Oberost-Gebiet, soweit es nicht unmittelbare Kampfzone war, so gut wie keine Glocken verloren. Nur hier und da, wie z. B. in Minsk und einigen wenigen Städten Weißrusslands, sieht man an den Türmen oder absteigenden Glockenhäusern die Waueransbrüche, durch die man die metallenen Klinder zur Erde beförderte. Doch ging unser Vorkriegs, am 18. Februar 1918 beginnend, so überraschend schnell vor sich, daß den Ueberrannten keine andere Zeit mehr übrig blieb, als in der Eile nur ihre „kostbaren“ Leben zu retten.

Es tut dem Ohr und Herzen wohl, wenn man jetzt tief in Russlands Weiten hinter der Düna, der Verecina oder am Dnepr das Geläut der Kirchen vernimmt. Friedlich mutet es an und leibt dem Vöndlichen eine gewisse festliche vergnügte Heimlichkeit, die der Seele viel Schönes mitzuteilen hat. Nicht so totensille ist es, so klauausgestorben wie im alten Oberostlande, wo selbst die archaischen Städte mitunter keine brauchbare Kirchenglocke mehr besitzen. Man zieht durch ein kleines, geschäftsrühiges Städtchen und wird in den Morgen-, Mittag- oder Abendstunden von hellem Glockengehör umspielt; man hört irgendwo an der noch dem Tage der endgültigen Friedensunterzeichnung (am 17. März 1918) mit den Grenzkommissionen der Sowjetbehörden vereinbarten Demarkationslinie vor einem schlichten Kleinbauerdorfe

zwischen Aehrenfeldern, Wiesen oder Tannenbüschen friedlich seine Patrouillenmacht gegen die nicht immer besonders artigen Roten Garden, und von der Nähe wie Ferne kommen einem die Lüste die fröhlichen Glockenlieder des Werkel- oder Festtages zu, oder sie weinen einem Sterblichen auf seinem letzten Wege leisend und zingend nach.

Ein Eigenes, ein uns Ungeohntes liegt in dem Klange der Glocken, der ernten und feierlichen Festgemahner, die im Getümm der orthodoxen Gotteshäuser ihr gottbestimmtes Dasein fristen.

Der Russe liebt nicht allein die großen Glocken, sondern gesellt den größeren Glocken, gewissermaßen sie wie in einen Rahmen engend, eine Anzahl kleinere zu, die aber zu dem Grundton der großen passend eingestimmt erscheinen. Ich habe auf meinen Friedensfahrten in Russlands weitem Reiche auch sehr große kunstvoll gegossene Glocken gefunden, wie z. B. in den lurasüberladenen Kremlkirchen Moskaus, der wunderbaren Hoalkathedrale und der stimmungreichen Zibnesische Petersburgs. Metallriesen schönster Form und besten Gusses; oder die schlicht gebauten und doch kunstgemäß gezeichneten Glocken der Ländlichkeit und der Mittel- und Kleinstädte, meist ortsmitten oder auf schöne ortüberherrschende Anhöhen gesetzt, weisen solch kostbare Größen nicht nach.

So kommt in das Geläut eine leichtere spielerische Beweglichkeit hinein, etwas Trauliches, ja Hierliches, manchmal bis ins Buntbeitere verkleinernd Klingendes. Wie die Sprache einer Art Miniaturkunst mutet es an. Wie ernst und feierlich dagegen ist der Klang der deutschen Glockenstimmen. Brausend, gewaltig, seelenbestimmend dröhnt es vom Turm herab, und man schaut zum ebernen Sänger hinauf, wie mit tiefstem Erschauern zu den eisernen Geräuschen der Glockenkammern emporgezogen. Das Wort, das man voll Bewundern den Lippen entfließt, wird durch den wogenden

Schall der Töne kurz erstickt, so daß der Rücksichtende vom Gesagten nichts vernehmen kann. So muß auch an jedem Glockenstrange ein besonderer Läufer stehen, sich mühen durch Hängen und Reden und Strecken, bis er das Riesending in wuchtenden Gang richtig gebracht hat. Und ebenso genau dauert es, bis der Kolch zum Schweigen gekommen. Ich erinnere mich noch mit Freuden an die Tage meiner Jugend, da ich mich unter der hohen Glockenkammer am Strich hinauf- und herunterwiegen konnte, wenn der Glöcker das Reichen zum Auslösen gegeben. Sei, wie schwebten wir da in großen Rücken und Schwingen an den Hoegelmauern herum.

Im russischen Glockenturm sieht nur ein Glockenzieher, ein schlichtes Männlein, das ein ganz origineller Typus ist. In aller Gemütsruhe holet er auf seinem Treppchen oder einem Klotz mitten unter seinen Hängelingskindern und übt in peinklicher Outsamkeit seine Kunst. Na, eine gewisse kleine Kunst ist es, mit der er zu Werke geht. Und auch ein ausgezeichnetes rhythmisch jubelndes Empfinden ist seine beste Tugend. Man traut es dem häuerlich schlichten Alten nicht zu, dessen brinette Haare die entsprechend respektvolle Länge der Jahre haben und auf dessen Antlitz sich die Spuren von Wind und Wetter nur zu deutlich genug bemerkbar machen. Seine selbstgeknüpferte erdgraue Tuchjacke, deren Stoff von den Hausfrauen des Bauers hergenommen und von irgend einem Dorfmüller in einem primitiven Dampfkasten gewalkt worden ist, reicht ihm weit über die Senie; oder auch er präsentiert sich in der durch Winter und Sommer getragenen zeitverfärbten Veljacks. Die roheleiene haugeweiche Hose, an deren Enden mit umwunden die leichten eingewirften Vorkantische Hängen, nicht zu vergessen der Pudelmütze mit aromatischen Armauerbeise, geben dem armen Bäuerlein das typische Aussehen. So ein origineller Kauz ist auch nur im heiligen Kirchengrund zu finden. Aber er fühlt sich in seinem Bewußtsein nicht wenig, und das ganze Dorf ist stolz,

Umfange zugefellt. Die Zeichen deuten auf ein frisches Weiteres Wachstum, und vielleicht bringt dann die heißersehnte Friedenszeit auch dem Drama wieder neues Leben, verwirklicht etwa aus jenen Träumen, die damals an der Wiege des Vereins standen.

August Forel

Zum sechzigsten Geburtstag.

Von Dr. Magnus Hirschfeld, Berlin.

Einer der wenigen großen Europäer der Gegenwart, Professor August Forel, Doktor der Medizin, Philosophie und Jurisprudenz, wird am 1. September dieses Jahres 70 Jahre alt. Warum verdient Forel wohl den Ehrennamen eines großen Europäers? Nicht deshalb, weil seine Muttersprache, teils französisch geformte Hauptwerke, vor allem sein „Hypnotismus“ und seine „Sexuelle Frage“ fast in alle Sprachen unseres Erdteils übertragen sind, auch nicht darum, weil sich in seiner engeren Familie in unerschütterter Liebe Angehörige der Völker vereint finden, deren Rassen sich seit Jahren in Haß und Feindschaft zerfleischen. Ist doch Forel, der von einem Schweizer Vater und einer französischen Mutter stammt, mit einer Münchenerin, der vortrefflichen Tochter des berühmten Opikers Steinheil, aus glücklicher Verbindung, während von seinem Töchterlein die eine einen norddeutschen Militärarzt, die andere einen Engländer zum Mann und der Sohn eine Letzlin zur Frau hat. Als großer Europäer bezeichnen wir ihn, weil er mit gleicher Empfänglichkeit und Begeisterung die Wissenschaften des germanischen, romanischen und slavischen Kulturkreises in sich aufgenommen und bearbeitet hat, um sie, durch eigene Forschungen wesentlich erweitert, den Völkern der Welt zurückzugeben, die ihm ausnahmslos wert und teuer sind. Es gibt keine guten und falschen Völker, nur gute und schlechte Menschen; wohl soll es jedem Volkstamm anbedungen bleiben, überkommene Sitten und Gebräuche zu pflegen, an denen ihr Herz hängt, allein das, was für den Forscher forschend, der Denker denkend und der Bahnbrecher leidend, ist letzten Endes doch nicht der Deutsche oder Briten, der Türke oder Russe; es ist der Mensch als Einzelwesen und die Menschheit als Ganzes. Solche Gedankenansätze dürften es sein, die den Naturphilosophen Forel, der bei aller Weltliebe ein so farbes Heimatsgefühl besitzt, oft genug an seinen Wanderungen am Genfer See begleitet haben mögen, an diesem europäischen See, von dessen Gestaden so viele Reformatoren und Revolutionäre ihren Ausgang genommen haben.

Ueberschaubar wird das Lebenswerk dieses Forschers, so sehr uns zunächst die Menge und Vielfältigkeit seiner Veröffentlichungen erschrecken. Ergibt doch eine sorgfältige Zusammenstellung nicht weniger als 564 Arbeiten, die er in Büchern und wissenschaftlichen Zeitschriften, und dazu noch 300 Aufsätze, die er in Tageszeitungen erschienen ließ. Die größte Anzahl dieser Publikationen, nämlich 210, beziehen sich auf die Ameisen, von denen Forel über 3000 neue Arten, Rassen und Varietäten entdeckt und beschrieben hat. Seine Ameisenstudien, deren mühsamste Ordnung ist noch in diesem Sommer zu bewundern Gelegenheit hatte, ist mit 8000 verschiedenen Ameisenarten — im ganzen fast deren 7500 bekannt — die größte der Welt. Fast ebensowiel Arbeiten wie der Ameisenforschung hat Forel der Bekämpfung des Alkohols gewidmet. Hier ist es vor allem die von ihm als „Mastophobie“ (zu deutsch „Krautwechdeln“) dargelegte Entartung der Fortpflanzungszellen, durch deren Nachweis er die Judotheorie des Volkserführers Alkohol entwarf. Sowohl in vorübergehenden Ausschüben als durch die Gewohnheitstrunkheit der Erzeuger werden Samen- und Eizellen alkoholisiert und infolge dessen nachkommen mit mangelhaften Körperzellen und seelischen Gebilden zur Welt gebracht. Wenn heute nicht mehr wie noch vor 30 Jahren fast allgemein Kerzen und Lein „ein gutes Glas Wein“ als Heilmittel gilt, wenn im Gegenteil sich immer mehr die Erkenntnis durchdringt, daß alkoholische Getränke nicht nur entseelende, sondern als Ganzes genommen so schädlich sind, daß um der Unmöglichkeit willen selbst die Nützlichkeit verwehrt ist und nur die Entkalkung erlaubt erscheint, so ist der Sieg dieser Anschauung in einer Linie Forels Verdienst. Ein drittes Arbeitsgebiet Forels ist „die sexuelle Frage“. Sein gleichnamiges Werk, die Frucht langjähriger Erfahrungen und Überlegungen“ ist für unendlich viele Menschen eine Erlösung gewesen. In 137 Arbeiten hat der unermüdete Wahrheitsfinder sexuelle und soziale Probleme behandelt; 88 weitere Publikationen beschäftigen sich mit dem physiologischen Gebiet, auf dem er vor allem dem Hypnotismus ein grandioses, erst jetzt wieder in neuer, vergrößelter Auflage erscheinendes Werk gewidmet hat. Ebenfalls über 60 Arbeiten Forels gehören der Psychiatrie, vor allem der gerichtlichen Forensik an, während der Rest sich mit Gehirn-anatomie, mit der „Hygiene der Nerven und des Gehirns“, der Bevölkerungsstatistik, Rassenlehre und Judotheorie (Mastophobie) und Eugenik, der Möglichkeit einer Weltfriedenssprache, mit den Kulturveränderungen der Gegenwart“, in jüngerer Zeit vor allem mit dem Weltfriedensproblem befaßt. Am 1. und 15. Juni 1914 hat Forel, „nicht ahnend, was bald darauf kommen würde“, im „Allgemeinen Beobachter“ in Hamburg eine Abhandlung über „Die vereinigten Staaten Europas“ erscheinen lassen, der er während des Krieges ein von höchster Menschlichkeit, tiefstem Wissen und größter Unparteilichkeit getragenes Buch, betitelt: „Die vereinigten Staaten der Erde — ein Kulturprogramm“, folgen ließ.

Nur vorher überraschte er seine Freunde mit einer anderen bemerkenswerten Studie: einem Artikel über seine eigene Kran-

heit. Ein Mutgefäß war im Gehirne des unermüdet geistig Schaffenden geborsten, infolgedessen wurden wichtige Kernzentren gelähmt, vor allem italienische Sprachstörungen auf. Als echter Arzt sah Forel zunächst in sich den „interessanten Fall“, zu dessen Beschreibung uns unmittelbarster Erfahrung er sich den Kollegen gegenüber verpflichtet fühlte; gewissenhaft verfolgte er alle Ausfallerscheinungen und erbrachte für seine Behauptung, daß Sprachstörungen die intellektuellen Leistungen keineswegs herabzusetzen brauchen, durch seine „postapoplektischen Arbeiten“, wie er sie nannte, den schlagendsten Beweis.

Bei uns Deutschen ist man mehr noch als anderswo geneigt, die Gründlichkeit eines Gelehrten in Zweifel zu ziehen, der sich über sein engeres Fach hinaus auf so vielen Gebieten wissenschaftlich betätigt. Ramentlich die Kollegen anderer Fakultäten, die er aus der Begehrlichkeit abgewohnter Lehmeinungen aufschreckt, sind nur zu bereit, ihm ein „Schuster, bleib bei deinem Leisten“ zuzurufen. Dieses begnüge vorurteil ist um so weniger begründet, je mehr ein einheitlicher Gesichtspunkt das Auseinanderliegende verknüpft. Für Forel gilt dies in hervorragender Weise. Ich möchte seine einseitige Welt- und Lebenseinstellung bezeichnen als die Kulturveränderung psychobiologischer Erkenntnisse für menschliche Kulturentwicklung. Wie wenige Männer der Wissenschaft denken ihre Forschungsergebnisse bis zu den Menschen durch, Forel verstand und tat es meisterlich.

Als der sechzigjährige Knabe in dem Östlichen Korridor bei Lausanne von seiner Großmutter Dr. Hubers berühmtes Amieschenbuch zum Geschenk erhielt, fesselten ihn die Daseinsbedingungen dieser kleinen Tierchen, die unter den Insekten eine ähnliche Höhe erklommen haben, wie die Menschen unter den Säugetieren, so unheimlich, daß sie ihn nie wieder losließen. Er entwarf ihre Empfinden seinen Vorschlag: „Labor omnia vincit“ (Arbeit bezwingt alles) und vertiefte sich daheim und auf Reisen immer aufs neue in ihre sozialen Lebensgewohnheiten, die denen der Menschen in vieler Hinsicht so ähnlich, in mancher sogar überlegen sind. Man hätte nach diesem Anfang wohl erwarten dürfen, daß der Jüngling zum Zoologe oder Naturforscher hätte werden wollen. Weit gefehlt, denn da er nicht Wissen anhäufen, sondern wirken wollte, wurde er nicht Büchergelehrter, sondern Arzt, und da er bald erkannte, daß es nicht der Körper, sondern der Geist des Menschen ist, der die Welt im Guten und Bösen bewegt, wurde er Innenarzt. Als solcher leitete er 19 Jahre lang die angesehenste Anstalt der Schweiz, Varghölzli bei Zürich, deren Name durch ihn einen Weltraum erhielt, den übrigens sein Nachfolger, der ihm vielfach longenährte Heiler, auf gleicher Höhe zu erhalten verstanden hat.

Immer deutlicher aber fühlte Forel, daß das Tor der Trennung nicht die Grenze zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit ist, daß wichtige Teile der Beschäftigung mit den meist unheilbaren Tieren die Ergründung alles dessen ist, was für die Seele von Vorteil oder Nachteil ist. Das der Seele Schädliche zu bekämpfen und das ihr Nützliche zu fördern, sah er foran als seine Hauptaufgabe an. Darum verfolgte er den Alkohol und alle narzotischen Mittel als Feinde der Menschheit, deshalb schrieb er sein Lehrbuch über das Geschlechtsleben und seine Werke über die Bedeutung der Suggestion, über Vererbung und die Hygiene des Nervensystems. So konnte seinem scharfen Geiste aber nicht entgegen, wie sehr in allen diesen Lebensfragen der Einzelnen von den andern abhängig ist; wie sehr es, um hier wirkliche Erfolge und Fortschritte zu erzielen, des Zusammenschlusses der Menschen und ihrer gegenseitigen Bedarfs, einer Weltgenossenschaft gegen die gemeinsamen Schädlinge der Menschheit. Er erkannte, wie sehr die vielen verschiedenen Sprachen — die babylonische Sprachverwirrung — nicht nur das Äußere, sondern auch das Innere Verstehen der Menschen hindern und wurde Esperantist; er unterzog die psychologischen Eigenschaften beider Geschlechter einer vergleichenden Untersuchung und wurde ein Vorkämpfer des Frauenrechtes; er überzeugte sich, wie sehr die kapitalistische Gesellschaftsordnung die Prostitution und Korruption, den Alkoholismus und Militarismus begünstigt, und wurde Sozialist; er durchdachte, wie Vieles mehr die Menschen und Völker einig als trennt, und wurde Pazifist. So betrachtet, stellen sich uns die scheinbar zusammenhangslosen Werke des Ameisenforschers und Sozialforschers, des Alkoholgegners und „Friedensapostels“ als eine große Lebensweisheit dar, wie sie eines edlen Mannes würdiger kaum zu denken ist.

Es war am 26. Juni dieses Jahres, als ich Forel zum letzten Male sprach, Anweiser der Stelle, wo das Tal der Rhone das Becken des Genfer Sees berührt, erhebt sich halbwegs auf der Höhe zwischen Nige und Noone sein schlichtes, freundliches, gastliches Landhaus, genannt La Fourmelière, zu deutsch das Ameisenheim (unwillkürlich fiel mir Sardes „Villa Mufa“ ein, die auch den Namen seiner Lieblingsgattung trägt). Die Gegend ist paradiesisch. Im andern Ufer des Sees sieht man die gelegenen Berge der Schweiz unmerklich in die Frankreichs übergehen, darüber die Steile des Mont Blanc. Ich weihte dort an einem jener leuchtenden Frühsonnentage, an denen die ganze Natur den Menschen zugunsten scheint; freut euch, liebt euch, liebt euch, verachtet euch! Einige hundert Meter vor der Fourmelière kam mir auf sanft ansteigender Landstraße Forel entgegen, äußerlich kaum von einem alten Weinbauer des Waadtlandes zu unterscheiden. Ich fand ihn frischer als vor drei Jahren. Wir näherten uns dem Garten seines Ruheortes, in dem seine prächtige Gattin an einer „Porterie“ (Tischreihe) arbeitete, die durch Überlebenssicherung den Kartoffelkrieg des Bodens um ein Vielfaches zu erhöhen bestimmt war. In einer Ecke des Gartens hatte Forel ein schüttes Kolonarium bauen lassen, in dem sein und seiner Familie Wäde auf eigenem Grunde beigesetzt werden soll. Die Aufsätze enthielt bereits die Ueberreste eines seiner Söhne. Wir ließen uns auf einer Bank am Wege

in ihm einen Einzigen zu besitzen. Er verfiel nebenbei auch die kleinen Kirchenämter als Gehilfe seines Herrn Vopen.

Mit seinen beiden Händen, die meist auch mit seinen Beinen und sonstigen beweglichen Körperteilen macht er alles, was zu seinem Hantehandwerk gehört. Die größeren Gloden zieht er an ihren geländerten Striden, wogegen er die kleineren gleichgetönten Nebengloden durch leichtere Stride an einem einzigen zusammengefaßt. Hier zieht er aber nicht, sondern bringt durch geschicktes unter dem Glodenhänge mittelwärt erisolates Drehen des Handgelenks alle — meist vier oder sechs Stück — zum gleichzeitigen Klingeln. Von den großen Gloden bewegt er mindestens eine, manchmal auch zwei mit seinem Fuße. Man muß den verdämmten Klängen nur zuhören, und man wird regen Interesse sein Tun und Walten beobachten. Wenn man zum ersten Male so ein Geflügel von sechs bis acht oder noch mehr Gloden vernimmt, horcht man unbedingt auf und glaubt einem mechanisch betriebenen Glodenpfeife zu lauschen.

Das Bauerlein da droben im Turm ist ein kleiner Künstler, so schlicht und arbeitsgrau und wenig geistreich es war — dem Gesichte nach zu urteilen — auch aussieht. Der Rhythmus aber liegt in seinen Nerven und Knochen, und die fast lethargische Ruhe des russischen Bauerngeblichs gibt ihm die Fähigkeit, bei all dem lauterbunten Stimmen- und Bewegungsgewirr nimmer aus dem Takte zu kommen. Wo der drohe Aertl noch mehr Gloden zu bedienen hat, nimmt er sogar jeden einzelnen Finger wie sein „edles“ Haupt zu Hilfe, wech letzteres dann um sein Kinn sich einen Schwungriemen legen lassen muß. Das kann natürlich nur bei Gloden kleiner und kleinster Art erfolgen, wogegen die Riesengloden gesondert und auch von mehreren Rautemännern in Betrieb gesetzt werden.

Als ich zum erstenmal so einen Bauer sah, machte es nur einen lustigen Spaß sein biederer Tun und Treiben zu beobachten. Doch ließ er sich durch kein Schälchen und

Stimmen aus seiner Ruhe bringen. Stumm hockte er auf seinem hölzernen Tröbchen und zwirnte, zuckte und zurte an den Striden, Schnuren und Riemen über und um sich herum. Wenn er meines Fragens gar überdrüssig wurde, daß ihm mit den wenigen Broden meines russischen Kadebrechens höchst befremdlich klang, antwortete er nur, indem sich sein Gesicht wie von Unmut gefärbt in Falten verzog „Njet ponjemai!“ d. h. „Ich verstehe nicht!“ Und aus war es mit aller weitem Unterhaltung, die sogar der bestehende Dolmetscher nicht mehr aufnehmen vermochte. Und erst gar in einer großen Kirche, da ich einen am Kleinglodenbetriebe beobachten konnte, da ca. 16 Gloden im Gange sich befanden. Es war ein Genug, dem metallischen Singelänge zu lauschen. Weniger schön dagegen tat sich der Anblick dar; denn ich glaubte eine künstlich geschnitzte und gezimmerte Figur aus irgendeinem mechanischen Kabinett zu sehen, statt und wässern wie ohne lebendigen Geist in ihrem Bewegen und Regen, wie so eine Art männlich gewordene Olympia aus „Hoffmanns Erzählungen“.

Gar viel hat das Glodenwärtlein zu tun. Fast täglich mehrmals heißt ihn die Pflicht, die morsche Holzstiege emporsteigen, den Tag ein- wie auszuläuten sowie die Kirchengläubigen an ihre Pflichten zu mahnen. Das Geflügel hat in seiner hellen, vielfarbigen Stimmung so einen idyllischen und freundlichen Reiz und bildet zu dem eigenartig ersten vertrauten Weien der ländlichen Russen einen angenehmen empfindenen Gegensatz. Ja, ich will es den Klagengeordneten starkwüchsigen Beihrauchdünen nennen, der den Gotteshausern einströmt. Doch dem ist nicht so, wenn es geboten ist, einem Verstorbenen den letzten irdischen Gruß zu widmen. Da schweigt das leichte, klagenartige Glodengefäule und nur ein schrillstimmiges Glöcklein beimert von demselben Alten im Turme erklingend, dem Zuge der Trauernden nach, bis seine Klagenweise in den dunklen rauschenden Wipfeln der Friedhofsäule wehleidig verzittert.

nieder, und nach zwei Sähen hielt Forels reger Geist bereits bei der Frage, die für ihn seit Beginn des Weltkrieges alle andern in den Hintergrund gedrängt hat: „Friedenskultur an Stelle der Kanonenkultur“. Er freut sich, er von der Völkervereinigung, die wenige Tage zuvor der Schweizer Bundespräsident Gaillard in Bern gehalten hatte. Wie allen Vorkämpfern und Wegbereitern ist auch Forel ein unerschütterlicher Trosthalbes-Optimismus. Als ich nach vielen Stunden anregender Unterhaltung, die fast keines seiner Arbeitsgebiete unberührt ließ, von ihm schied, war mir klar, daß zu seinem bevorstehenden 70. Geburtstag für ihn nur ein Wunsch in Betracht kommt: das Erleben eines Weltfriedens, der es für alle Zukunft unmöglich macht, daß die Menschheit noch einmal das Opfer von Menschen wird, die sich nicht verteidigen können oder verteidigen wollen.

Komödienhaus: „Der Schrittmacher“.

Nach zwei langen Aufzügen, deren gewaltig verteilte Spähe sich etwa auf dem geistigen Niveau des „reichen Rudi“, des Ballenbergischen Sommertrübs, bewegen, sucht die Komödie der Herren Oberweg und Riischl sich im letzten Akte auf ein Tendenzstück von ganz verhängigen Ansichten herauszuspülen. Der Zuschauer wird den Verdacht nicht los, daß dieser Auszug am Ende nur gewählt wurde, weil bei der völligen Erforschung der Situation ein anderer sich überhaupt nicht finden ließ. So muß Herr Bunsch, der alte Sekretär, der bis dahin, von ein paar lächerlichen Augenblenden abgesehen, als Karikatur idiotischer Beamtenüberhebung figurierte, auf das Zeugnis eines extra zu diesem Zweck herbeigeholten Ministerialdirektors sich in ein tragisches Opfer der Verhältnisse verurteilen.

Der Alte, der bei fehlendem freiwilligen Genossen trotz Reiches nur zum Substanzbeamteten gedacht, wittert in dem Auftrag des Präsidenten, während seiner Abwesenheit in dem Bureau nach dem Nechten zu sehen, die Verbeihung endlicher Beförderung. Er sucht sich dieser hohen Bestimmung durch Schöpfung der Rollen und majestätische Aufgeblasenheit nach Kräfte würdig zu erweisen. Ein ministerielles Rundschreiben, das Gutachten über den Gehaltsrückgang einfordert, begrüßt er als Gelegenheits, die Fülle seiner möglichen Ideen höherer Drees vorzulagen. Nach dem erhofften Avancement wird er, schwärmt seine Phantasie, Schrittmacher all dorer werden, die, wie er, durch Vortrilt zurückgehalten sind. Zunächst sei uml dafür zu sorgen, daß durch gefestigt vorgeschriebene nachträgliche Deirat die unehelichen Kinder des Vändärens samt und sonders zu legitimen Vätern kämen. Ein Motiv, das zu dem prinzipal poffenhalten Theaterstück einer Verammlung der ledigen Mütter nicht Mindest im Amtsbureau erhalten muß. Der keine Streber nimmt bei der Fülle der entlegten Chefs die Gesten des drohenden Vintators an. Bis dann nach alle dem beängstete Ministerialdirektor mit der verblüffenden Erklärung auftritt, daß Herr Bunsch in seinem Schreiben an die Regierung die wundervollsten Ein- und Tiefblicke gezeigt habe. Nun freilich sei es zu spät. Aber nur der possie Durcouffatien-schändrian trage die Schuld, daß ein Mann von solchem Budise schließl pathologisch verkommen mühte. Das alle, siehe Verhmann Hollweg, künftig anders werden!

Die beiden Hauptrollen des Sekretärs und des Ministers waren in der auch sonst sorgfältig durchgeführten Aufführung durch die Herren Hasel und Holz zu vertreten. Das Publikum applaudierte wie üblich von Anfang bis zu Ende.

Vernagelte Kultur.

Victor Smell spaltet in der „Humanität“ vom 22. August: „Wir haben erlebt, daß in Frankreich Journalisten, die zwar ernst zu nehmende Männer, Richard Wagner für diesen der dreißig Jahre nach seinem Tode angebrochenen Krieg haan veramtlich machen wollen — gleichwohl dürfen wir nicht lauben, damit die Palme auf dem Gebiete der Dummheit davongetragen zu haben. Auch die Deutschen haben Karren und Perücke. Das beweist die Geschichte des Jenaer Hodlerbildes. Dasselbe stellte den Auszug der Jenaer Studenten zum Kriege 1813 dar um war ein Meisterwerk des Schweizer Malers Hodler. Dieser unterzeichnete 1914 einen Protest Schweizer Künstler gegen die Beschädigung der Hofedraße von Reims. Zur Strafe ließ der Jenaer Senat das Bild mit Brettern vernageln. Hodler ist nun verstorben, und weiterhin haben deutsche Kunstfreunde sich für die Vertilgung der Bretter ins Zeug gelegt. Aber der Akademische Senat bleibt bei seinem Beschluß. — Das kann uns zwar nicht das trösten, daß wir „Cristian“ und „Parifal“ nicht mehr hören, aber man freut sich doch, nicht allein zu sein. Und dann die Vernagelung mit Brettern! Welches Denmal hornochsenmäßiger Dummheit! Man sollte eine Photographie davon zum ewigen Andenken herstellen! Schade, daß Hodler das nicht mehr erlebt hat.“

Genieß, menschenhöflich und reiner Individualist, wie es der alte Hodler war, hätte es ihm gut in den Kram gepaßt, seine planmäßige Sammlung menschlicher Dummheiten um einige koste Fälle zu vermehren. Der Sozialist aber freut sich nicht über die Kulturlosigkeit der anderen und benutzt sie nicht als Deckmantel der eigenen Schande. Hebrigens kann man die Vernagelung Hodlers in einem Gebäude, in dem nur ein hochwohlweiser Senat regiert, nicht mit dem Aufführungsverbot Wagners in ganz Frankreich vergleichen. Auf diesem Gebiet sind die Franzosen den Deutschen zweifellos über: französische und italienische Musik, englische und amerikanische gibt es bekanntlich nicht! Ich immer noch das in-berechtig bei uns, sowohl im Theater wie Angerei.

Erreuerlicherweise hat die höchste wissenschaftliche Vertretung eines briten Kriegsvolkes die Galerie der menschlichen Torheiten nicht bereichert, obwohl sie darum bestärkt wurde. Die königliche Akademie der Wissenschaften in London hat den Antrag, alle menschlichen Staatsbürger von der Ehrenmitgliedschaft und Mitgliedschaft zu streichen, abgelehnt. Sie folgte damit dem deutschen Beispiele.

Aus der Schreckenskammer.

700 Ersatzmittel hat die Ersatzmittelstelle des Kriegsernährungsamtes bis jetzt verboten. — Zu diesem Jubiläum bringt das in Verlag von Gansse u. Co. erscheinende Nachblatt „Der Schreckensmarkt“ einen entrüsteten Artikel, dem wir, ohnenden Aufschrei entnehmend: „Gibt es noch eine Gerächtheit? Windwäutler verbietet man uns die herlichsten Produkte, nur weil sich eine lauzichtige Behörde an den Wortlaut hält! So unterlagte man den Verkauf des Protzauffrischmittels „Gautenwonne“ das sich nachträglich als eine ganz vorzügliche Schmeleise erwies. Und wie konnte der herzliche Schuchschlenerhag „Tritlingol“ abgelehnt werden, der sich hinterher so ausgezeichnet als feinstes Wäpapiert bewährte? Und erging es dem Kraftapparatmittel „Aethin“ anders, um den sich als Wesserpapiermittel die Hausfrauen geradezu raunten? Gar nicht zu reden von dem unübersehbaren Wärlgäckererhag „Kerkschnäugchen“, der nach seiner Pulverisierung ein todsicheres Weitempulver ergab! So kann es nicht mehr weitergehen! Im Namen aller unserer geehrten Abonnenten rufen wir es aus: Rieber mit der Ersatzmittelstelle!!!“ (Karikieren in der „Jugend“.)

Notizen.

Der Berliner Volkstheater wird mit dem Philharmonischen Orchester unter Leitung von Musikdirektor Max Eschke Sonntag, den 8., und Sonntag, den 15. September, abends 8 Uhr, in der Garnisonkake Händels selten gebildes Oratorium „Selsazar“ auführen.

Vorträge. In der Urania wird Direktor Franz Goerke am Dienstag seinen neuen Vortrag „Auf Delgoland zur Kriegszeit“ halten, in welchem er an der Hand zahlreicher farbiger Lichtbilder die Eindrücke schildern wird, die er bei seinem mehrmaligen Besuche der Inselinsel während der Kriegszeit empfangen hat.